

"Schwarzmalerei und Mohrenwäsche: Differenzierung ist notwendig"

Ein Gespräch mit Joachim Walther

Joachim Walther wurde 1943 in Chemnitz geboren und ist Romancier, Erzähler, Herausgeber, Essayist, Dokumentarist und Hörspiel- und Kinderbuchautor. Zu seinen wichtigsten Veröffentlichungen gehören *Meinetwegen Schmetterlinge* (Gespräche mit Schriftstellern, 1973), *Stadtlandschaften mit Freunden* (Erzählungen, 1978), *Bewerbung bei Hofe* (Roman, 1982), *Doppelkopf* (Hörspiele, 1985) *Risse im Eis* (Roman, 1989) und *Protokoll eines Tribunals* (1991), das die Ausschlüsse aus dem DDR-Schriftstellerverband im Jahre 1979 dokumentiert (vgl. Rezension *GDR Bulletin*, 2/91). Im März 1990 wurde er zum Stellvertretenden Vorsitzenden des DDR-Schriftstellerverbandes gewählt, eine Funktion, die er bis zur Auflösung des Verbandes innehatte. Das folgende Gespräch mit dem Autor fand im Juli in Berlin statt. Das Gespräch führte Reinhard Andress, Assistant Professor of German, Alfred University.

Andress: Könntest du ein wenig schildern, wie es mit dem DDR-Schriftstellerverband zu Ende ging?

Walther: Nachdem wir die programmatische, strukturelle und personelle Erneuerung des Verbandes betrieben hatten, sind wir davon ausgegangen, daß es uns noch eine ganze Weile separat geben wird, allerdings in enger Verzahnung mit dem westdeutschen Verband deutscher Schriftsteller. Wir hatten auch schon Strategien der Kooperation mit dem VS abgesprochen. Das Ganze hat sich dann aber im Sommer 1990 zerschlagen, als die Übergangsregierung de Maizières uns sämtliche Mittel strich. Das kam also aus Ostberlin, und ich sage das im Hinblick auf die Plattmach-These, der Westen mache die Kultur des Ostens kaputt. In diesem Falle haben die eigenen Leute das Plattmachen besorgt.

Wir waren also mittellos und mußten schauen, wie wir weiter die Interessen unserer Mitglieder vertreten können. Zusammen mit dem VS haben wir beschlossen, daß wir schneller als beabsichtigt einen einheitlichen Verband installieren müssen. Um das sauber abzuwickeln, haben wir gesagt, daß sich der DDR-Verband nicht en bloc in den westdeutschen VS begibt und dort aufgesogen wird, sondern daß jedes Mitglied des ostdeutschen Verbandes per Einzelbeitritt zum VS geht, d.h. es war ein individueller Beitritt und keine Übernahme. Dann haben wir vereinbart, daß die Vorsitzenden des

Ostverbandes im Vorstand des VS als Vorstandsmitglieder fungieren, zwar ungewählt, doch um die Ost-Interessen in dieser Übergangsphase zu gewährleisten und zu vertreten. Im Mai dieses Jahres wurde der Vorstand neugewählt, und zwar aus Ost und West paritätisch besetzt, weil etwa eintausend Mitglieder aus dem Osten dem VS beigetreten sind.

Andress: War das alles eine zufriedenstellende Lösung?

Walther: Offenbar haben wir in diesen Umbruchszeiten keine andere Wahl gehabt. Theoretisch wäre eine bessere Variante vorstellbar gewesen, z.B. daß wir Zeit gehabt hätten, konzeptionelle Vorstellungen aus Ost und West über einen längeren Zeitraum zu diskutieren und uns dann vielleicht eine völlig neue Struktur in diesem größeren Deutschland zu geben. Das hätte auch beinhaltet, das Dach der Mediengewerkschaft zu überprüfen, unter das sich der VS begeben hat. Das ist ein problematisches Dach, da der Künstlerverband dort ein Schattendasein fristet. Das vorwiegende Interesse einer Mediengewerkschaft ist, für das Gros der Mitglieder zu sorgen, also für die Tarife der Drucker usw., und nicht für die dreitausend Künstler, die eigentlich freie Unternehmer sind. D.h. es gibt strukturelle Verwerfungen und programmatische Widersprüche. Aber unter dem Druck der Ereignisse war dafür keine Zeit, und das ist bedauerlich.

Andress: Hast du jetzt noch eine Funktion im VS?

Walther: In der Übergangszeit habe ich in den VS hineingerochen, und nachdem ich gesehen habe, wie ärmlich der Verband von den Gewerkschaften ausgestattet wird, wie die Arbeit im Vorstand auf dem Selbstausbeutungsprinzip beruht und die geleistete Arbeit vom Schreiben abgeht, habe ich nicht mehr kandidiert. Aber das sind äußere Gründe. Das andere ist, daß der Verband viel über politische Dinge diskutiert, dazu Resolutionen verabschiedet etc. Es geht dabei um aktuelle Tagespolitik, es gibt keinen großen Vorgriff auf gesellschaftliche Entwicklungen. Auch fehlt die Diskussion ästhetischer Fragen.

Insofern bin ich nicht mehr im Vorstand, obwohl mich in Travemünde auf dem letzten Kongreß nicht wenige gedrängt haben, das zu tun, da ich für die Aufarbeitung der Vergangenheit plädiere. Ich habe auch abgelehnt, die Leitung der Geschichtskommission zu übernehmen, die die

Geschichte beider Verbände erforschen soll. Wie die Kommission das machen soll, nämlich mittellos und nebenbei, ist mir schleierhaft. Das muß professionell und mit einem fundierten Forschungsprojekt gemacht werden. An einer halben Sache wollte ich mich nicht beteiligen.

Andress: Wenn wir schon über den aufgelösten DDR-Schriftstellerverband sprechen, kommen wir nicht an der Rolle von dessen ehemaligem Präsidenten Hermann Kant vorbei. In deinem *Protokoll eines Tribunals* (1991) dokumentierst du seine Rolle bei dem berüchtigten Ausschlußverfahren gegen neun DDR-Schriftsteller, eine Rolle, die du im Zusammenspiel mit der Abteilung Kultur des ZK der SED, der Zensurbehörde unter Klaus Höpcke und der Staatssicherheit siehst. Im XX. Kapitel seiner Autobiographie *Abspann* (1991) setzt sich Kant wiederum mit deiner Dokumentation auseinander, und da du der eigentliche Herausgeber bist, gehen seine Worte direkt an deine Adresse.

Nun kann ich hier nicht auf alle Punkte eingehen, die Kant anführt, aber die Kerngedanken seiner Argumentationslinie wären in etwa, daß er einerseits eingesteht, man hätte sich damals auf eine Statutendebatte einlassen sollen. Andererseits impliziert er aber, der sich aus einer Statutendebatte ergebende Widerspruch zur Staatsmacht hätte die Existenz des Verbandes gefährdet, und an dieser Klippe hätte er den Verband durch sein Auftreten damals vorbeigesteuert. Ein Zitat: "Nur ein, wenn auch angeschlagener, so doch vorhandener Verband konnte die Interessen von Schreibern und Lesern, also auch die Interessen von Verlegern und Buchhändlern, also wichtige Interessen der gesamten Gesellschaft, wirksam vertreten. Er hat es getan, und ich sorgte, daß er vorhanden blieb." Kannst du Kants Argumentationslinie in irgendwelcher Hinsicht gelten lassen?

Walther: Was Kant in seinem Erinnerungsbüchlein schreibt, ist der typische Versuch der Legendenbildung von einstigen Teilhabern der Macht, die sich im nachhinein salvieren wollen. Auch die These, daß die neun Schriftsteller leider über die Klinge springen mußten, um den Verband zu retten, ist ein typisch kommunistisches Argument. D.h. man diene einer hehren Sache am Horizont, und das Individuum fiel dabei durch den Raster. Aber darum ging's gar nicht bei den geopfertten Kollegen, denn die Existenz des Schriftstellerverbandes war nie in Frage gestellt. Jegliche kommunistische Regierung brauchte einen Künstlerverband als Institution, die das Individuelle bündelte, auf das man dann effizienten Einfluß nehmen konnte mit gestaffelten

Privilegien, mit den primitiven Machtmitteln Zuckerbrot und Peitsche.

Dabei war natürlich die Verbandsspitze nicht ohne Abstimmung mit der Macht gebildet worden. Ich habe im letzten Jahr in der *FAZ* (8.5.91) einen Artikel dazu geschrieben. Kant versuchte, dreist zu behaupten, es hätte niemals Absprachen zwischen dem Schriftstellerverband und der SED gegeben. Das ist so horrend lächerlich, daß man es auch einmal schwarz auf weiß belegen mußte. Es ging so weit, daß die Wahlen zum Präsidium ein halbes Jahr vor dem eigentlichen Wahlkongreß mit der Partei abgestimmt wurden. Da sind auf einem Papier die Unterschriften von Hermann Kant und Genossen Hager, dem führenden Kulturpolitbürokraten damals, nebeneinander traut vereint. Die Wahl fand auch statt wie auf dem Papier vorgesehen und lieferte im nachhinein den Schein einer Legitimation. Das ist Hermann Kant sehr wohl bewußt, denn er hat das Papier unterschrieben, und wenn er heute anderes behauptet, dann ist das--schlicht deutsch--eine Lüge, die sein einstmaliges Wirken in einem milderen, reformerischen Licht erscheinen lassen soll.

Er stellt sich heute gern als jemand dar, der in der Mitte stand, eine stehende Floskel von ihm. Nur hat Kant nie zwischen den Fronten gestanden, er war eindeutig die Galionsfigur der DDR-Literatur, und zwar des Apparates. Vom Staatsschiff DDR war er der vordere Steven, bunt bemalt, rhetorisch und journalistisch begabt, kaum literarisch, und sein Talent hat er genützt, um sich in diese Machthierarchie zu plazieren. In dieser Hierarchie hat er bestimmte Funktionen erfüllen müssen, und da er als Funktionär den Laden kannte, wußte er auch, welche Zwänge ihn erwarteten. Wenn er sich 1979 geweigert hätte, dieses Tribunal durchzuführen, wäre er in dieser Funktion von der Partei geschafft worden. Insofern stimmt also nicht, wenn er sagt: Ich sorgte dafür, daß der Verband vorhanden blieb. Es müßte heißen: Ich sorgte dafür, daß ich, Hermann Kant, als Verbandspräsident vorhanden blieb.

Andress: Kant versuchte aber auch, die Dummheiten, Grobheiten, die vielen Eigentore des Systems zu mildern ...

Walther: ... letzten Endes, um das System unangreifbarer, effizienter zu machen.

Andress: Gut, wo liegt dann da aber die Grenze zwischen einer Haltung, daß der real existierende Sozialismus noch von einem Ideal abstammte, das durch gutes Wirken zu verwirklichen gewesen wäre, und einem eitlen Genießen der Macht?

Walther: Ich glaube, da gibt's ein Kriterium, an dem man das festmachen kann. Ich selbst war über viele Jahre nicht frei von dem Konzept, den Sozialismus zu vermenschlichen. Leuten wie mir war aber klar, daß sich so ein Modell Mehrheitsbeschlüssen stellen müßte und daß, wenn überhaupt so etwas gegangen wäre, es ein pluralistisches Modell, eine parlamentarische Demokratie hätte sein müssen. Und der Unterschied, glaube ich, zu Leuten wie Kant ist der, daß sie über diese Hürde niemals gesprungen sind. Da hätten sie sich geweigert, denn für sie ging es darum, die Macht zu behalten, sie lediglich weniger dumm und brutal erscheinen zu lassen.

Kant hat bis zuletzt, auch im Herbst 89, als die Erosion bereits mächtig im Gang war, immer noch versucht, die alten Strukturen zu retten. Damals wollte er wieder einmal zu Stasi-General Mielke gehen, um einen individuellen Fall von Willkür zu klären. Da ging es aber überhaupt nicht mehr um individuelle Willkür, sondern um die Willkür des gesamten Systems. Das hat er nicht erkannt, und insofern ist Kant damals aus der Zeit gefallen. Er ist für mich ein Relikt, mit dem ich mich auch höchst ungern beschäftige, weil es nach rückwärts gewandt ist. Wir setzen uns mit Dingen auseinander, die von der Geschichte erledigt sind. Vor uns stehen Probleme, die weit gewichtiger sind, und es ist eigentlich nur noch von historischem Interesse, was Kant war. Zukunft wird es für seine Konzepte nicht geben.

Andress: Gut, verlassen wir Kant, bleiben wir aber doch ein bißchen in der Vergangenheit von Schriftstellern in der DDR. In einem *Welt*-Interview (14.4.92) hat Günter de Bruyn auf die Frage, ob er jemals daran gedacht habe, die DDR zu verlassen, sinngemäß geantwortet: Ja, oft, aber aus Verantwortungsgefühl habe er es nicht getan, denn die Leser hätten sich von jenen kritischen Autoren verraten gefühlt, die weggingen und nicht mehr Mitleidende waren. Hier klingt ein Vorwurf an, den es schon nach 1945 gab und den die in Deutschland Gebliebenen an die zurückkehrenden Emigranten gerichtet haben. Es scheint mir, daß dieser Vorwurf damals im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus ungerecht war. Ist es diesmal in bezug auf die DDR anders?

Walther: Ich glaube nicht, daß Günter de Bruyn das als Vorwurf formuliert hat. Und ich selbst würde auch keinem, der gegangen ist, auf irgendeine Weise einen Vorwurf machen wollen. Das war die individuelle Entscheidung, wieviel Druck der Einzelne auszuhalten in der Lage ist. Nur diese

Entscheidung gab's. Wer also völlig in die Ecke gedrückt wurde, so daß er nicht mehr die Arme zum Schreiben hochbekam, dem blieb nichts anders übrig, als zu gehen.

Außerdem ist das alles nicht so eindeutig: die Gegangenen und die Gebliebenen. Im Grunde genommen ist dieses schreckliche Vereinfachen, dieses Zusammenfassen in Gruppen etwas Furchtbares, weil jegliche Differenzierung verloren geht. Abgesehen von denen, die existentiell so bedrängt wurden, gab's auch andere Motive: Manche sind ausgebürgert, andere sind erpreßt worden, und andere sind gegangen, weil sie dieses wenig erfreuliche Leben in der DDR satt hatten. Es sind schreckliche Vereinfacher, die von den Gebliebenen als Kollaborateuren und den Gegangenen als den Gerechten sprechen, weil sie dabei verkennen, daß viele von den Gebliebenen niemals Mitglied der SED waren, während viele der Gegangenen in früheren Jahren es waren. D.h. im Grunde genommen kann man das nur anhand von Biographien und anhand des Werkes, also des Gesamtwirkens beurteilen. Es war nicht so, daß die Grenze ideologisch an der Elbe verlief, sondern quer durch die Köpfe.

Dazu muß noch gesagt werden, daß viele von den Schriftstellern, die geblieben sind, zwar nicht Widerstand--das ist ein großes Wort und impliziert, man setzt sich physisch oder organisiert zur Wehr--aber doch Widerstehen geleistet haben, was eine ganze Menge hier bewirkt hat. Es wird oft gesagt, die Schriftsteller hätten versagt, auch so eine Pauschalthese, die in die deutschen Lande gestreut wird. Aber insgesamt hat, glaube ich, die kritische DDR-Literatur einen Anteil daran, daß es überhaupt zu 1989 gekommen ist. Daß dann einige der öffentlichkeitswirksamen Schriftsteller im Herbst 1989 dem Tempo des Umbruchs nicht zu folgen vermochten und sozusagen auf alten Parolen herumklopfen, also vom dritten Weg sprachen usw., das hat auch mit deren Biographie zu tun und trifft durchaus nicht auf alle zu. Es hat unter den gebliebenen DDR-Autoren auch welche gegeben, die "Schluß mit dem Alten!" gesagt haben, sich in das demokratische Modell der Bundesrepublik einfügen und dort versuchen, ihre Interessen mit demokratischen Mitteln zu vertreten.

Andress: Da ahne ich schon, was du auf meine nächste Frage antworten wirst. In der *Zeit* (10.4.92) erschien ein Artikel von Thomas Schmid, der mit "Pinscherseligkeit" überschrieben wurde und in dem sinngemäß stand, DDR-Autoren hätten ihre Rolle genossen, kritisch herumzuklaffen, hätten aber dabei letzten Endes die Idee des Sozialismus gegen dessen

reale Erscheinungsform in der Wirklichkeit verteidigt. Im Herbst 1989 hätte dann die Selbstkritik gefehlt, sie hätten ihre Verblendung nicht eingestanden, daß sie letzten Endes einem verbrecherischen Regime das Wort geredet hätten.

Walther: Ich möchte nicht zu denen gehören, die ein Muster bedienen, das derzeit in Deutschland ein beliebtes Gesellschaftsspiel ist, nämlich: Die einen malen schwarz, die anderen machen dann Mohrenwäsche und das immer hin und her nach dem Ping-Pong-Prinzip. Man schlägt sich extremistische Haltungen um die Ohren, und die Wahrheit bleibt auf der Strecke. Und wenn ich "Pinscherseligkeit" und solche Begriffe höre, dann fürchte ich, daß das Schwarzmalerei ist. Jetzt müßte ich mit der Mohrenwäsche beginnen. Aber das lehne ich ab.

Sie hätten also die Idee gegen die Wirklichkeit verteidigt--das klingt recht griffig, trifft aber die vergangene Wirklichkeit nicht. Die Idee ist von der realisierten Wirklichkeit aufgefressen worden, und zwar nach und nach, und der eine hat für diesen Desillusionierungsprozeß länger gebraucht, der andere hat's schneller bewältigt, und wieder ein anderer hat's bis heute noch nicht bewältigt und hängt immer noch Illusionen von einem dritten Weg an, oder daß diese Utopie nur mit den falschen Mitteln realisiert worden sei. Solche Leute gehen nicht an die Frage heran, was an der Idee im Keim schon gefährlich ist. Es gibt Utopien, die, wie wir wissen, von Anfang an gegen das Individuum gerichtet sind, die im Interesse des Beglückens aller nach dem Gleichheitsprinzip funktionieren und zur Erreichung dieses Ziels Gewalt einsetzen.

Andress: Das ist eben die Frage, ob nicht genau das auch ein Teil des Sozialismus war und ob sich viele DDR-Schriftsteller nicht schärfer im Herbst 1989 damit hätten auseinandersetzen sollen.

Walther: Nicht erst im Herbst 89, notwendig war schon davor das kritische Selbstüberprüfen, zu welchem Zeitpunkt man welche Erkenntnis hätte haben können. Es hat eine ganze Reihe von klugen Leuten gegeben, einstigen Gläubigen oder Idealisten, die sich vom Kommunismus abgewandt haben. Und aus den Erkenntnissen dieser sogenannten Renegaten hätte man lernen können. Die Selbstüberprüfung muß dort stattfinden, wo man, um seinen eigenen Idealismus nicht beschädigen zu lassen, Dinge bewußt nicht wahrgenommen hat, oder wenn man sie wahrgenommen hat, keine Konsequenzen daraus zog. Das sind die Fragen, die man sich eigentlich erst dann stellen kann, wenn dieses extremistische Hin- und Hergeschlage

aufgehört hat.

Aber ich denke doch, daß das nicht nur ein Problem von Schriftstellern in repressiven Gesellschaften ist, sondern von der Menschheit insgesamt. Wieviel verdrängt die Menschheit? Sie befindet sich ja nicht gerade auf einem guldernen Weg in die Zukunft, es ist ein Bedrohungspotential ungeheuren Ausmasses da und im selben Ausmaße wird verdrängt. Es gibt auch jetzt die Warner und Mahner, es gibt auch jetzt prominente Aussteiger, die das System kennen und sagen, daß dieses System, wenn es sich fortsetzt, irgendwann an den Punkt kommt, wo es sich totläuft. Und das nimmt die Menschheit nicht zur Kenntnis. Ich will das DDR-Problem nicht an die Menschheit delegieren, aber doch um etwas Toleranz werben.

Andress: Es geht wohl wieder um die Frage der Differenzierung, denn der Prozeß der Selbstüberprüfung wird auch bei jeder Generation von DDR-Schriftstellern anders sein. Wenn Stefan Heym z.B. sagt: "Ich kann nicht mein ganzes Leben wegwerfen, bloß weil hier Leute schlecht und schlimm und verbrecherisch gehandelt haben" (*Spiegel*, 51/91), so ergibt sich das aus seiner Biographie.

Walther: Na ja, ich muß sagen, ich verstehe den Satz von Stefan Heym nicht, und ich verstehe einiges andere nicht, was er in den letzten zwei Jahren gesagt hat. Stefan Heym war einer, der mit Zivilcourage widerstanden hat, aber natürlich hatte er ein Konzept, ein ideales Konzept, und an diesem idealen Konzept hat er diese verkommene Praxis gemessen. Nun ist aber sein gesamtes ideales Konzept von der Weltgeschichte hinweggefeßt worden, und mir scheint, er hat damit seine Probleme, kann von diesem Konzept nicht lassen und gerät deshalb in Widersprüche.

Wer seine Biographie ausschließlich dadurch definieren läßt, daß er in einem bestimmten politischen Gebilde gelebt hat, der hat meines Erachtens falsch gelebt. Es muß neben der Idee auch ein anderes Leben geben, und dieses andere Leben müßte in bezug auf die DDR unbeschädigt sein, weil diese Art des real existierenden Sozialismus nicht von derartiger Brutalität war wie z.B. die Regime von Hitler oder Pol Pot, wo individuellem Spielraum keinerlei Möglichkeit mehr blieb.

Andress: Es ist davon gesprochen worden, daß die Szene am Prenzlauer Berg von der Stasi kontrolliert worden sei. Sascha Anderson als Symbolfigur der Szene dort hat offensichtlich in mehreren "operativen Vorgängen" gegen DDR-Autoren

gearbeitet, auch Rainer Schedlinski hat das getan. Mit seinem "Sascha Arschloch" bei der Büchner-Preisrede wissen wir, wie Wolf Biermann Andersons Rolle sieht. In seiner Dankrede für den Mörike-Preis sprach er dann auch noch von der Prenzlauer Berg-Szene als einer "Stasi-Züchtung", also in etwa, daß öffentlich wirkungslose Autoren bewußt in den Mittelpunkt geschoben wurden, um die wirkliche Opposition zu schwächen.

Walther: Was Biermann gesagt hat, ist in probater Weise pointiert formuliert, nur glaube ich, daß man die sogenannte Literatur vom Prenzlauer-Berg nicht unter "Stasi-Züchtung" subsumieren kann. Auch hier ist Differenzierung notwendig. Es hat Sascha Anderson gegeben, und es hat Schedlinski gegeben. Aber daneben hat's eine ganze Reihe von moralisch integren Leuten gegeben, die diesem Staat die Kulturhoheit genommen haben, und das war eine große Leistung. Sie haben neben der offiziellen eine andere Kultur etabliert. Und das habe ich unterstützt und mit Wohlgefallen betrachtet, weil das ein produktiver und faßbarer Ansatz war, nicht nur dagegen zu sein, sondern auch etwas Konstruktives zu tun. Und das bleibt, obgleich die Staatssicherheit versucht hat, die Szene zu unterwandern. Die Stasi hat immer Leute gefunden, die korrumpierbar waren, und das war im Falle Anderson so. Er schreibt übrigens fadenscheinige Gedichte, was ins Bild paßt. Andere, die gute Gedichte geschrieben haben, konnten der Stasi widerstehen.

Andress: Kommen wir jetzt etwas genauer auf die Literatur und die Auseinandersetzung mit diesem Phänomen DDR zu sprechen. Christa Wolfs *Was bleibt* (1989) liegt vor, und von Werner Heiduczek sind beispielsweise die unerlaubten Text unter dem Titel *Im gewöhnlichen Stalinismus* (1991) erschienen. In diesen und sicher in einigen anderen wenigen Fällen sind es Texte, die für die Schublade geschrieben wurden. Ich meine, es müßte eigentlich mehr davon geben.

Walther: Das mit den Schubladen war seit jeher eine Fehlkalkulation, schon als ich noch Lektor in der DDR war und wir eine Zeit lang versucht haben, Mitte der 70er Jahre, als es eine scheinbare Öffnungsphase gab, an die Schubladen heranzugehen. Es war aber wenig drin, und es gibt auch jetzt nicht massenhaft eine Flut von verbotenen, heimlich geschriebenen Texten, die eine große Brisanz hätten oder das eigentliche Bild der DDR-Literatur in den Zeiten des real existierenden Sozialismus zeichnen würden.

Die meisten DDR-Schriftsteller sind wohl davon ausgegangen, daß dieses System, so moralisch und

wirtschaftlich marode es war, doch über genügend Altersstarrsinn oder magische Kräfte verfügt, die es auf absehbare Zeit, mindestens auf biographisch relevante Zeiträume, überleben lassen. Insofern hat, glaube ich, niemand auf ein imaginäres Jahr 1989 hingeschrieben, wo plötzlich die Repression weg ist und die Texte dann in freier Luft aus den Schubladen gezogen und veröffentlicht werden. Man dachte viel eher, daß die eigene Biographie in diesem System verlaufen wird. Von einer Schubladenliteratur könnte man in bezug auf jene DDR-Texte sprechen, die zwar hier geschrieben wurden, dann aber aus der Schublade zu Westverlagen gegangen sind, entweder direkt, oder weil der Versuch, sie hier zu veröffentlichen, gescheitert war.

Andress: Seit den umwälzenden Ereignissen sind aber auch kaum neue Texte zur DDR-Vergangenheit erschienen, wobei mir natürlich klar ist, daß Zeit und Distanz notwendig sind, um ein Buch wie *Kindheitsmuster* (1976) zu schreiben, das statt den nationalsozialistischen nun den real existierenden, sozialistischen Strukturen im Alltag nachgeht.

Walther: Die gesamte Situation des Umbruchs hat solch eine Menge von Problemdruck erzeugt, dem Schriftsteller offenbar weniger gewachsen sind. Ich habe das mit einem geschlossenen Stall verglichen, der plötzlich von zwei Seiten geöffnet wird und durch den nun der Wind hindurchgeht. Im Stall hat's gestunken, aber durch den Gestank war's auch angenehm warm, keiner hat gefroren, und der Stall war alt und primitiv eingerichtet, so daß es keine Hektik gab. Aber mit dem Öffnen der Türen ist alles anders: Der Stall ist zusammengebrochen, man steht im Freien, und der Wind geht. Man hat vollauf damit zu tun, seine Existenz neu zu ordnen.

Wer damit klargekommen ist, hat dann zum zweiten auch noch ein ästhetisches Problem. Denn durch den Wegfall des real existierenden Sozialismus und der Perspektive der Utopie muß sich auch etwas in der Schreibmotivation verändern. Es geht wohl darum, was Literatur soll, wie es Sartre gefragt hat. Offenbar ist die eingreifende Attitüde ein Fehlkonzep, weil die Gesellschaft nach anderen Gesetzen läuft, als sich das Literaten vorstellen, und Literatur somit etwas ist, was mit Gesellschaftspolitik nur ganz entfernt verzahnt ist. Das andere Modell wäre, daß man sagt "l'art pour l'art" oder "just for fun", also Unterhaltung, weil die Gesellschaft so angelegt ist, daß Leistung verlangt und bezahlt wird und außerhalb dieses Produktionsprozesses keinerlei menschliche Kräfte mehr übrigbleiben, als sich durch Vergnügen oder

unverbindlichen Spaß zu reproduzieren. Soll also Literatur zum Freizeitindustrie-Bereich gehören? Oder sollte Literatur völlig ohne Zweckbindung arbeiten, sich zurückziehen und sich auf eine innere Moral berufen?

Das wirkt leicht anachronistisch, und ich merke das, wenn ich von Moral rede. Neulich habe ich im RIAS ein Essay gelesen, und hinterher kam die Regisseurin zu mir und sagte: "Herr Walther, ist Ihnen aufgefallen, Sie hatten fünfzehnmal in Ihrem Essay das Wort Gewissen, das Wort Gewissen ist in den letzten zwanzig Jahren hier nicht gefallen, kommen Sie sich da nicht ein bißchen altertümlich vor?" Sie meinte das nicht böse. Und es stimmt, das Bestehen auf einer Moral hat immer den Anschein des Selbstgerechten, des Anklägers, der die Untugenden der anderen beurteilen würde. Darum geht's aber gar nicht. Wenn man unsere gegenwärtige Zivilisation betrachtet, dann muß es, glaube ich, Leute geben, die außerhalb dieser funktionierenden Lebensweise denken, und zwar unabhängig von der herrschenden Moral und weiterdenkend als beispielsweise die kurzfristigen Politikinhalt, die zumeist an Wahlperioden gebunden sind. Diese neue Denkweise muß eine größere Perspektive im Auge haben, ohne gleich wieder Sozialutopien als Schreckgespenst an die Wand zu malen. Damit meine ich, aufs Individuum gezielt und gleichzeitig menschheitlich zu denken und den Spielraum des Einzelnen zu erhalten und zu erweitern. Im Grunde genommen war dieses Konzept auch das, was die kritischen Schriftsteller in der DDR hatten, das Individuum gegen diesen übermächtigen Staat, diese übermächtige Partei zu verteidigen und das Individuelle zu bewahren und zu bestärken. Insofern hätte sich der Auftrag nicht geändert.

Andress: Wie sieht's dann konkret bei dir aus? Hast du eine neue Ästhetik?

Walther: Das überblicke ich nicht, da das Schreiben kein rationaler Prozeß ist, wenn auch eine Menge Rationalität dabei ist. Letzten Endes bleiben viele Dinge unbewußt, und das ist auch gut so, sonst wäre Kunst ausrechenbar und auch machbar mit einem entsprechenden Konzept. Insofern ist die Frage an den Schriftsteller nach einer Ästhetik etwas unfair, weil er sie verinnerlicht haben, sie fühlen muß. Die Ästhetik ist dann ablesbar aus dem Werk, aber der Schriftsteller kann sie nicht expressis verbis formulieren, weil das eine andere Art zu denken ist.

Nichtsdestotrotz: Ich befinde mich in einer Schreibkrise, und ich denke, daß ich kein Einzelfall bin. Ich denke, daß wir noch nicht begriffen oder

erfahren haben, was diese westliche Gesellschaft "im innersten zusammenhält". Wir sehen das Äußere funktionieren und haben auch in den letzten zwei Jahren, glaube ich, gelernt, damit umzugehen. Das neue Wertesystem--was das eigentlich ist, auch das muß man mehr sinnlich als theoretisch erfahren, erleben. Da werden viele Werte behauptet oder plakatiert, aber die inneren Werte einer Gesellschaft sind mehr oder weniger verborgen, und die äußern sich durch gesellschaftliches Verhalten, durch den Umgang miteinander.

Und dann gibt es, was die Vergangenheitsverarbeitung betrifft, eine Menge Probleme. Da ist einmal das Verdrängen, aus Furcht, etwas nicht zu bewältigen. Zum zweiten ist es ein Abschiednehmen, das in Phasen verläuft, bei dem man aus Furcht, sich selbst Schmerz zuzufügen, bestimmte Phasen nicht vollziehen kann oder möchte. Das bedeutet, daß man in diesen Phasen steckenbleibt, sie nicht abgeschlossen hat, und es bedeutet auch, daß man etwas Neuem noch nicht aufgeschlossen ist. Ich denke, das ist so ein Übergangsproblem: vom Alten weg, aber im Neuen noch nicht angekommen. Man könnte von verllorener Bodenhaftung oder einem Schwebzustand sprechen, der Gefahr und Chance zugleich ist: die Gefahr abzustürzen oder die Chance, ein neues Ufer zu erreichen.

Andress: Wenn du von einer Schreibkrise sprichst, dann bezieht sich das sicher auch auf dein Romanprojekt über eine tödliche Liebe, die Kwakiutl-Indianer und einen Einödhof in Mecklenburg. Ich verstehe aber nicht, warum du nicht mit dem Stoff weiterkommst, denn eigentlich hattest du ihn schon vor der Wende. Damit meine ich, daß du im Prinzip in einem Vakuum an diesem Stoff gearbeitet hast, oder wirkt die unmittelbare, gegenwärtige Umwelt auch in den Stoff hinein?

Walther: An der Haltung von mir zu dem Stoff hat sich etwas verändert. Es scheint so zu sein, daß ich in den Turbulenzen dieses gesamtgesellschaftlichen Umbruchs eine spezifische Art von Verdrängung dadurch vollzogen habe, daß ich ungeheuer beschäftigt war. Und durch äußere Betriebsamkeit, durch eine Scheinlebendigkeit und Vitalität habe ich eine ganze Menge von Dingen nicht zugelassen, über die ich nachdenken müßte, wozu Stille notwendig wäre.

Andress: Wie stehst du zu deinem schriftstellerischen Werk jetzt, besonders zu dem Teil, der in der DDR erschienen ist?

Walther: Ich glaube, es war ein Problem, daß sich zu viele Schriftsteller in der DDR zu sehr auf die Gesellschaft bezogen haben, im opportunistischen

wie auch im widerstehenden Sinne. Das war auch bei mir so, und es war für mich ein arger Erkenntnisprozeß, daß dieses System mit literarischen Mitteln unreformierbar war. Auch innerhalb eines individuellen Werkes ist zu differenzieren. Da gibt es von mir Texte, wo ich sagen würde, da steckt die Logik des Erkenntnisprozesses drin. Das sind verschiedene Hörspiele und Erzählungen, und dann eben dieser Roman *Bewerbung bei Hofe* (1982), der darauf zielt, sich selbst unabhängig vom Land zu definieren, also eine ästhetische Haltung zu finden, die Unabhängigkeit erlaubt. Und dann gibt's andere Texte, die in dem von mir gesagten Sinne zu nahe dran sind, was vor allem am Anfang der Fall war. Da glaubte ich, wenn man die Dinge nur ausspreche, diese dann über das Bewußtsein änderbar seien. Das war ein illusionistisches Konzept.

Ich habe neulich einen Text gelesen, den ich '87 geschrieben habe, der "Nachtwandel" heißt und ein Alptraum ist. Er handelt davon, daß die Hauptfigur von einem Schiff über Bord springt, das sich immer an der gleichen Stelle im Fluß voranarbeitet, aber keinen Millimeter vorankommt. Das Abspringen ist der eigentliche Gegenstand der Erzählung. Damals hatte dieser Text Schwierigkeiten zu erscheinen, aber jetzt gelesen, ist er eigentlich nur noch eine Allegorie auf die Sterbephase der DDR. Ich will damit sagen, daß trotz der völligen Distanzierung und Desillusionierung in diesem Text er dennoch an diese sterbenskranke DDR gebunden blieb. Dann gibt's wiederum ein Hörspiel wie "Infarkt" (1975), das auch mit DDR-Wirklichkeit zu tun hat, aber das abstrahierbar für einen Befreiungsvorgang des Individuums ist, das sich selbst eingeschnürt hat unter einschnürenden Verhältnissen.

Die Staffage aller Literatur ist konkret, auch Kafka mit seinem Prag, aber sie ist nicht daran gebunden. Ob etwas bleibt, entscheidet nicht der Autor selbst, sondern Zeit und Leser.

Andress: Eine abschließende Frage: Gibt es etwas, was du dir von amerikanischen Germanisten wünscht, die sich auf die DDR-Literatur spezialisieren?

Walther: Da kann ich mir schon einiges denken. Es ist ja nicht so, daß nur wir einen Kontext verloren hätten, im Westen natürlich auch. Insofern lesen sich Texte von jemand von außerhalb, der nur ein analytisches Interesse hat, anders als vor Jahren noch. So würde ich mir wünschen, daß Bücher, die bereits einmal gelesen, analysiert und beurteilt wurden, noch einmal gelesen werden, und zwar unter den Erfahrungen der letzten zwei Jahre, unter

der Erfahrung der Nicht-Existenz des gesellschaftlichen Kontextes. Dabei wäre es interessant zu erkennen, wo ein Autor einer Erkenntnis ausgewichen ist oder wo er in einem höheren Interesse das Konkrete erledigt hat. Wo er also die größeren Weltzusammenhänge vorschiebt, um die bedrängenden Dinge vor Ort zu legitimieren oder zu relativieren, und sich selbst so gehindert hat, zu klaren Aussagen zu kommen.

Andress: Ich bin noch zusätzlich der Meinung, die amerikanische Germanistik hat sich Jahre hindurch zu einem großen Teil auf den Inhalt der DDR-Literatur gestürzt. Man müßte diese Literatur nun auch nach ästhetischen Maßstäben kritischer beleuchten.

Walther: Wobei sich ein Zusammenhang zwischen Form und Inhalt zeigen wird. Es ist frappierend, wie mangelnde formale Beherrschung ein weniger an Tiefe einschloß. Eine andere sehr verdienstvolle Sache wäre, mit dem Blick von weither, aber auch mit Kenntnis des Ganzen, Texte daraufhin zu lesen, ob sie durch die zu große Nähe und ambivalente Verklammerung mit dem real existierenden Sozialismus sowohl in Anhänglichkeit als auch in Abständigkeit lediglich von zeithistorischem Interesse sind oder ob den Texten trotz dieser Nähe etwas bleibt, was die Texte auch in Zukunft lesbar bleiben läßt.